

**MINSCHKEKENDÉ**  
VON FRANZJOSEF SCHNEIDER  
bearbeitet und verkürzt nacherzählt  
von Willi Birenfeld  
**TEIL II**

***Nach der Geburt des Kindes im Hontes***



HONTES um 1905 Quelle: Virtuelles Brückenhofmuseum

(Am Ende von Teil I haben wir die Szenerie rund um das Hontes verlassen, als die Frau des Gemeindepolizisten Vinzenz Behr – noch ganz benommen von der soeben erlebten wundersamen Geburt des Kindes der Obdachsuchenden – unten am Fuß der Hontes-Treppe auf dem Marktplatz die Menschen an sich vorüberziehen lässt, die unter Glockengeläut zur Christmette strömen, darunter die reiche Frau Schmölder-Krah, die sie schon am unverwechselbaren Rauschen des seidenen Unterkleides erkennt, ohne sie wirklich zu sehen.)

Nun flossen die Tage wieder ruhig dahin. Das Fest war vorüber, die Nüchternheit des Alltags bemächtigte sich wieder der Menschen, die auch vordem von ihr beherrscht worden waren. In Siebenbergen war die Kunde von Mund zu Mund gegangen, im Hontes am Markt habe ein Kind das Licht der Welt erblickt. In der Heiligen Nacht sei das geschehen. Jeder könne nun beweisen, wie reif seine Liebe zum Bruder sei.

Es hatten sich verschiedene Meinungen gebildet, eine davon konnte man als vorherrschend ansehen:

Man verurteilte den kalten Empfang, die unwürdige Unterbringung. Einer beschuldigte den anderen, man belastete sich gegenseitig. Doch niemand fühlte sich selbst betroffen, sondern jeder einzelne beteuerte: Wenn er zu mir gekommen wäre, dann ... ! So öffneten sich nachträglich die Türen, die den Anklopfenden verschlossen geblieben waren.

Doch neben diesen Entschuldigungen und Beteuerungen tauchte auch noch eine amtliche Frage auf: Im Register von Siebenbergen stand nun ein neuer Bürger eingetragen – das Kind. Es war nackt und mittellos, das Dach, unter dem es lag, gehörte der Gemeinde, die dadurch in die Pflicht genommen war.

Die Verwaltung musste sich mit dem Fall beschäftigen.

### ***Im Rathaus***

Am Morgen nach dem zweiten Feiertage, als im Rathaus der Dienst wieder einsetzte, berief der Bürgermeister den Polizisten Behr zu sich in sein Amtszimmer.

Behr, der sonst ungezwungen mit seinem Vorgesetzten verkehren durfte, nahm nun dienstliche Haltung an. Er erwartete zwar keine Vorwürfe, da er sich keiner Handlung bewusst war, die Zurechtweisung oder Tadel verdient hätte, aber er erkannte die amtliche Seite der Angelegenheit.

Der Bürgermeister saß hinter seinem Schreibtisch, die Hände verschlungen auf die Platte gelegt, das weinrote Gesicht nach unten gerichtet. „Behr“, begann er, „*wie hat sich die Aufnahme der Durchreisenden abgespielt?*“ Dann unterbrach er sich selbst und wandte ein: „*Vorher möchte ich klarstellen, dass*

*ich persönlich Ihr Verhalten billige. Also ich mache Ihnen keinen Vorwurf."* – „Ja“, holte er nun tief aus, *„wir nehmen zwar alle obdachlosen Durchreisenden an, um sie anderntags weiterzuschicken. Bei diesen hier hat sich nun aber etwas Besonderes ereignet: Das Kind ist zur Welt gekommen. An eine Fortsetzung ihres Weges können die Leute unter den Umständen nicht denken, an eine Abschiebung denken wir nicht. Nun aber gesetzt, der Frau stößt nachträglich etwas Unvorhergesehenes zu, oder das Kind bedarf einer besonderen Hilfe durch einen Arzt oder das Krankenhaus, dann ist die Stadt haftbar.“* Die Worte und Sätze kamen nüchtern heraus, sachlich, dem Dienstraum entsprechend. Behr, der empfand, dass sie zwar streng, aber gerecht waren, war dennoch, allein wegen der Frage, etwas aufgebracht: *„Ja, Herr Bürgermeister, konnte ich denn anders handeln, als Mensch und als Christ?“* Der Bürgermeister schlug einmal betuernd mit der flachen Hand auf den Tisch und sagte: *„Ja, als Mensch haben Sie gehandelt, als Mensch und als Christ. Aber – die Gemeinde verlangt von Ihnen, von uns allen, dass wir als Beamte handeln. Das ist Ihnen bisher noch nicht zum Bewusstsein gekommen, erst bei diesem Fall. Aber es ist so“,* bekräftigte er. *„Heute schreien alle in Siebenbergen: ‚Wir hätten die Leute aufgenommen‘, heute, wo es sich erwiesen hat, dass zuletzt nur das Hontes übrigblieb. Und wehe uns, der Stadtverwaltung, wenn wir die Leute abgeschoben hätten. Dann hätte uns ein vernichtendes Urteil getroffen!“* Der Bürgermeister erhob sich, ging auf und ab und fuhr dann fort: *„Aber wehe auch, wenn der Fall eintreten würde, dass die Stadt mit einer Kostenrechnung käme! Dann würde uns mit Sicherheit entgegengehalten: ‚Das haben wir nicht bestimmt. Sie sind Beamte, Sie haben in allen Fällen rein dienstlich vorzugehen!‘“* – Behr schaute schweigend vor sich hin. Er war über die Worte seines Vorgesetzten ins Sinnen und Grübeln geraten. Sein starrer Blick schien sich in die Erde zu bohren.

*„Ja, das stimmt“,* riss der Bürgermeister ihn aus seinen Gedanken und sagte betont: *„Wir können uns nicht entschuldigen, die Kosten seien entstanden, weil wir als Mensch oder als Christ gehandelt hätten!“*

Behr nickte einmal, als gebe er es zu. Seine Finger glitten vorne über den Dienstock, er knöpfte ihn langsam auf, als wolle er ihn ausziehen, als fühle sich nicht mehr wohl darin. Seine biedere Art stieß gegen eine Mauer, seine Seele litt.

Der Vorgesetzte bemerkte, dass der Mann mit sich kämpfte und versuchte, ihn zu beruhigen: *„Wie gesagt, Behr, das waren keine Vorwürfe, das war nur eine Aussprache!“* Dann fügte er die Erwartung hinzu: *„Es wird wohl auch alles glatt abgehen, Mutter und Kind sind ja gesund.“*

In diesem Augenblick wird dem Bürgermeister gemeldet, dass eine ärztlich geforderte polizeiliche Überführung einer Kranken in die Provinzial-Irrenanstalt

in Bonn zu regeln sei. Es handelt sich um das Dienstmädchen der reichen Frau Schmölder-Krah, die sich die Idee, man müsse die Obdachlosen im Namen Christi aufnehmen, in den Kopf gesetzt hat und sich weigert, irgendeinem Menschen zu folgen. Der Bürgermeister ordnet an, der Polizist Behr solle die Begleitung übernehmen. Im Hinausgehen ruft er ihm noch nach: *„Die andere Sache ist also erledigt!“*

In den nachfolgenden Tagen besuchen viele das Kind, die einen des Öfteren, die anderen selten oder nur einmal. Und einige steigen auch mehrmals am Tag die steile Hontes-Treppe hinauf. Auch Gaben bringt man mit, hier aus dem Vollen geschöpft, vom Wohlstand genommen, ohne dass eine Lücke entsteht, dort aber dem Wenigen abgerungen, der Armut abgepresst, dem Munde abgespart.

### ***Bei Familie Häseling***

In einem winzigen Fachwerkhäuschen in der Lönnesgasse (*Rommersdorfer Str.*) wohnt die Familie Häseling: Der Vater ist Kriegsinvalide, der einen Arm eingebüßt hat und nur eine sehr geringe Rente erhält. Die Mutter bringt es durch bescheidenes Wirtschaften zuwege, den kleinen Haushalt rechtschaffen zu führen, zu dem noch das neunjährige Mädchen namens Seefche zählt. Nach langem Überlegen, wie sie helfen könne, sagt sie:

*„Seefche, dat Kindche es jo noch esu klein, dat kann jo noch nix in et Händche packe. Ävve, weißte wat? Sing Motte hätt en schwere Zitt hende sich, die soll sich jett stärke un dobei emol jot lävve. Ich backen en schön Waffel, die brängs do dann dohin.“*

Bei den Vorbereitungen stellt sie fest, dass ihr die nötigen Zutaten fehlen. Nach einer Weile des Grübelns, wie sie zu beschaffen seien, sagt sie endlich:

*„Waet emol!“*

Sie steigt die Treppe hinauf, und als sie zurückkommt, zeigt sie dem Kind auf offener Hand zwei dicke Fünfundzwanzig-Pfennig-Stücke, die sie für den Notfall zurückgelegt hat, und sagt:

*„Dat sinn zwei Kastemännche. Jetz jeihste nohm Dix am Maat un holls e Pond Mähl, ävve et beste, Blütenmähl (besonders feines Weizenmehl). Un dann zwei Eie.“*

Als Seefche zurück ist, gibt die Mutter ihr eine Tasse in die Hand:

*„Su, jank och flöck bei de Breuesch in de Bergjaß (Bergstraße)un holl en Tass söße Rahm!“*

Nachdem alle Zutaten besorgt sind, schiebt Frau Häseling das schwere

Waffeleisen auf den Herd, legt dicke Holzscheite in die Glut und schürt das Feuer. Bald ist der Teig gerührt, das Eisen damit befüllt, und ein köstlicher Duft erfüllt die enge, niedrige Küche. Da schließt die Frau die Türe und sagt zu ihrem Kind:

*„Loss me zomaache, söns meinen de Löck, mie däten metzen en de Woch schnuppe (naschen).“*

Bald kann sie eine goldgelb gebackene Waffel aus dem Eisen nehmen und auf ihre beste Schüssel legen, eine mit breitem, goldenem Rand. Als sie die verlangenden Blicke ihres Kindes bemerkt, legt sie ein sauberes Küchentuch darüber und sagt dabei:

*„Ich weiß, Kend, die möchs du och, die dät och dingem kleine Mülche jot schmecke, ävve dat können mie Löck uss nit elauben. Die es nue füe et Kindche, wenn et se och nit säleve äße kann. Ävve sing Motte deit et, un dann jitt se se imm op en ande Aet un Wies.“*

Dann gibt sie der Kleinen die Schüssel und ermahnt sie:

*„Maach nit, dat de Löck et sehn, Seefche, denn mer moss emme heimlich jävve. – Jank schön siddig de Trepp erop, maach de Düe leis zo und bes still, wenn de füe em Kindche stehs!“*

Verstohlen schaut Frau Häseling ihrem Kind nach. Das Beste ist ihr eben gut genug, sie trennt sich von dem, was ihr für sich und das Kind zu schade ist. Aber sie tut es lächelnd und glücklich, als erhalte sie selbst etwas geschenkt.

### ***In der Bäckerei Sinzig***

An einem frühen Wintermorgen ist der Bäckermeister Sinzig mit seinem Lehrjungen in der niedrigen, engen Backstube im Nebengebäude damit beschäftigt, seiner Kundschaft die Brötchen für den Frühstückstisch zu besorgen.

Aber auch in der Wohnstube tut sich etwas. Nach und nach kommen die Kinder verschlafen dorthin. Aber anders als sonst sind die Jungen unter sich, weil die Mutter schon zum Besuch des Kindes im Hontes unterwegs ist. Einer von ihnen hat sich – noch schläfrig – an den Sachen eines Bruders vergriffen:

*„Du häss ming Hälepe!“*

ertönt der Warnruf des Zehnjährigen, der seine Hosenträger vermisst. Der Gewarnte weist den Verdacht zurück und antwortet:

*„Do bes jo verröck!“*

Das ist der Auftakt zu offener Feindseligkeit ... , und so kommt es zu einem Handgemenge, in das bald alle im Für und Wider eingreifen.

Sinzig hört das Geschrei in der Backstube, geht hinaus und sieht durch das Fenster der Wohnstube, was sich dort abspielt. Hastig schlägt er den Mehlstaub

von der Leinenschürze, reibt sich den Teig von den Händen, stürzt in die Stube, packt sich den Erstbesten der Streithähne, schüttelt ihn und hebt die freie Hand mit einer vernichtenden Drohung. Aber darin erschöpft sich auch schon seine Züchtigung. Sinzig ist eben ein Harmloser, ein im Grunde gütiger Vater. Auf seine Sprösslinge aber wirkt sein kurzes Aufbrausen dämpfend. Sie schauen mehr staunend als ängstlich auf den großen, hageren Mann mit dem bartumrahmten Gesicht, den dunklen Augen und den gelben Zähnen, der ihnen androht:

*„Wenn ich noch eine Laut hüre, dann es et ävve zappenduster!“*

Wieder in der Backstube angekommen, reißt er entsetzt die Augen auf und fährt den Lehrling vorwurfsvoll an:

*„Häs do die Brütche ad en de Ovve jedohn? Die woren jo noch nit rief, dat jitt jo Stein!“*

Dabei reißt er den Ofen auf und greift nach dem Schieber, um die Brötchen vielleicht noch zu retten. Aber ein Blick zeigt ihm, dass es zu spät ist. Verärgert über den geschäftlichen Schaden murmelt er vor sich hin:

*„Die Frau soll doch daheim blieve, wenn et nit jeiht!“*

Als Meister Sinzig wieder ins Haus zurückkehrt, vernimmt er im dunklen Flur die tappenden Schritte seiner Frau und murt vorwurfsvoll:

*„Wie kanns du uss allem eruss john? De Pänz hann ad en Schlacht hende sich, un dobens dat (während) ich se ussenande braach hann, hätt de Liehejong de Brütche ze fröh in de Ovve jedohn. Alles es vekiehet! Un du jeihs einfaach!“*

Frau Sinzig antwortet zunächst nicht und geht in die Wohnstube, wo ihr die hellen Augen ihrer Kinder entgegen leuchten. Ihr Mann ist ihr gefolgt, bemerkt, wie glücklich sie ist und meint versöhnlich:

*„Dat es jo janz jot un wohl, ävve wäe su vill eije Kende hätt, dä kann nit och noch dat andere Kindche besöke!“*

Seine Frau lächelt still vor sich hin und sagt dann ganz ruhig:

*„Wenn ich jett Jodes dohn will, dann moss ich mie de Zitt avspließe, dann darf ich se nit von de Langewiel nämme!“*

Und so hat sie es ja auch getan, sich losgerissen von der Unentbehrlichkeit, von der Verpflichtung dem Haus, dem Mann und den Kindern gegenüber. Sie hat die Stunden gegeben, die viele Frauen und Mütter noch schlafen. Und Arbeit, Sorgen und Mühen werden sie bis zum späten Abend nicht mehr loslassen.

### **Im Hotel Klein**

Im renommierten Hotel Klein an der Hauptstraße trifft die Inhaberin Berta Klein, von den Angestellten stets in gepflegtem Hochdeutsch und mit „Madame“

angeredet, noch vor dem Frühstück und angesichts des in der Nacht gefallenen Schnees schlecht gelaunt und widerwillig Vorkehrungen für einen Gang in die Stadt, der sie auch zu dem Kind der Obdachlosen im Hontes führen soll, wie sie es tags zuvor ihrem Personal angekündigt hat. Als sie nach vielem Hin und Her endlich das Haus verlassen hat, bereitet der Kellner den prachtvollen Frühstückstisch für sie vor.

Nach einer Stunde kehrt die stolze und stattliche Frau mit sichtlich aufgehelltem Gesicht ins Hotel zurück und lässt sich das Frühstück servieren. Auf die Frage der Angestellten Billa:

*„Nun, wie war es beim Kinde, Madame?“*, schüttelt Frau Klein verneinend den Kopf und sagt:

*„Ach, ich bin gar nicht hingekommen. Ich war nicht so recht in Stimmung und habe einen Spaziergang durchs Gier gemacht. Es ist zwar kalt, aber die Luft ist gesund.“*

Berta Klein ist am Kinde vorbeigegangen, nicht einmal aus Kälte oder Lieblosigkeit, nein, die Wunschlosigkeit hat sie übersättigt, ihr die Laune verdorben Und sie besitzt in diesen Tagen zu viel Zeit, zu viel von der Zeit, die sich Frau Sinzig von ihren Verpflichtungen gestohlen hat und nun wieder zurückgeben muss.

### ***Im Hontes***

Besucher des Kindes im Hontes sind auch „Schüllers Len“ und „Hondsfranz“, Menschen, die „auf den Weg der Einzelgänger gelangt“ sind, „mitten durchs Volk“ gehen und „doch abseits“ stehen.

Die verbiesterte Juffer Schüllers Len ist dreimal am Tag oben im Hontes und fällt den Menschen durch ständiges, formelhaftes Beten zur Last.

Eines Abends trifft sie den verwahrlosten „Hondsfranz“ unten an der Hontestreppe und mahnt ihn:

*„Do? De Hondsfänge? Do künns och emol aan et Kindche denke!“*

Der Erzähler beschreibt den „Hondsfranz“ wie folgt:

„Wenn man ihn betrachtete, konnte man ihn mit Barrabas vergleichen, denn er war dunkel, bärtig, wirkte unheimlich. Das ungepflegte Kopfhaar strudelte sich vom Wirbel aus wie ein wildes Wasser. Im Gesicht schafften Bart, Schnurrhaare, struppige Augenbrauen eine Wirrnis, in der nur wenig von der narbigen, unsauberen Haut zu sehen war. Der Schmutz war in die Haut der plumpen Hände so eingeätzt, dass er wie angeboren schien. Die Kleidung passte zum vernachlässigten Körper. Hose und Rock stammten von verschiedenen Stoffen, aus verschiedenen Zeiten,

selbst die Flicker, die gutmütige Frauen darauf gesetzt hatten, waren längst wieder durchgeschliffen. Vor Jahren hatte ihn der Zufall in den Ort verschlagen, wie der Rhein ein Stück Treibholz an Land schwemmt. Niemand hatte ihn aufgenommen, von keinem war er vertrieben worden. Sein Brot verdiente er mit Tätigkeiten, vor der jeder Gesittete auswich. So leerte er Gruben, schöpfte Senken aus, fuhr die Jauche auf die Felder oder an entlegene Stellen des Ortes. Verendete irgendwo ein Tier, eine Kuh oder ein Pferd, so fand er sich ein, er häutete den Kadaver, verwandelte das Fell in Schnaps-groschen, schaffte den Rest in die Schindgrube. Er war ein Mensch unter den Menschen, wie ein Rabe unter den Vögeln. Es schien, die Natur habe ihn geschickt, zu verrichten, was anderen widerstrebte. Als eines Tages die Tollwut unter den Hunden ausbrach und die Gemeinde einen suchte, der die streunenden Köter einfange, meldete sich der Franz. Es wurde ihm ein Fangnetz gestellt und ein Karren, er erfüllte seinen Dienst mit Eifer und Gründlichkeit, wurde aber dabei zum Schrecken der Vierbeiner und ihrer Herren, Neben dem kargen Lohn trug er einen Beinamen davon, von nun ab hieß er der ‚Hondsfranz‘.“

Nun stand er auf dem Marktplatz. Da drüben begannen die Stufen, die hinaufführten zu dem kleinen Gelass, das in diesen Tagen in aller Munde war. Je mehr die Dunkelheit rings um ihn wuchs, umso sicherer fühlte er sich. Reglos stand er da; jeder, der ihm so begegnete, musste vor ihm erschrecken. Als er keinen Blick weit und breit wusste, ging er zurück und stellte sich seitlich vom Hontes auf, die Stiege im Auge behaltend. Dann näherte er sich dem Aufgang. Immer wieder zögerte er, denn das Wissen um seine äußere Erscheinung machte ihn unsicher. So schwankte er hin und her, nahm eine Stufe und gab sie wieder auf. Dennoch gelangte er endlich bis an die Türe, die ins Gelass führte. Durch einen offenen Spalt konnte er hineinschauen. Er kniff die Augen und spähte. Erst musste er sich mit dem wenigen Licht, das drinnen herrschte, zurechtfinden. Dann sah er die Frau auf dem Rande des Bettes sitzen, auf ihrem Schoße den Knaben in Windeln gehüllt. Eine Weile genoss er den Anblick, dann wich er langsam zurück.

In sich versunken verharrte er eine Weile, dann ging er hinab. Tappend schritt er über den Platz und ging zur Bergstraße hinauf. Unweit, wo die Kreuzweidenstraße abzweigte, sammelte sich Wasser, das von der Höhe kam. Hier bückte er sich und wusch sich die Hände, das Gesicht, fuhr sich mit gespreizten Fingern einmal durchs störrige



Haar. Dann schüttelte er den Kopf und ließ die Nässe abtropfen. Die einfache, raue Art sich zu säubern, war er gewohnt.

Nun kehrte er um und nahm abermals den Weg hinauf zum Gelass. Schon hatte er etwas von der vorherigen Scheu verloren, als fühle er sich nun nicht mehr so unrein, doch den letzten Schritt brachte er noch nicht zuwege.

Da hörte er drinnen leisen Gang; der Mann kam auf die Türe zu und öffnete sie weit. Da atmete der Franz tief auf, er senkte den Kopf in Scheu und Ehrfurcht und trat ein. Langsam näherte er sich dem Lager und hielt vor der Frau an. Er dachte an den Schnaps, den er vorhin noch durch die Kehle geschüttet hatte, und schloss fest die Lippen, schickte den Atem durch die Nase.

Dann betrachtete er mit niedergeschlagenen Augen die Gestalten, das feine, wundersame Antlitz der jungen Mutter, um deren Mund er einen Zug schmerzlicher Enttäuschung wahrnahm. Dann schaute er auf den Kleinen in ihrem Schoße, dessen Gesichtchen in ahnungslosem Schlummer lag, nicht wissend, wo er gelandet war. Er sah das schuldlose Kind, verstoßen wie ein Schuldiger in diesen armseligen Winkel von Siebenbergen. Tastend griff er in alle Taschen, aber er fand sie leer. Da hob die Frau ihr Haupt und lächelte ihn an, dankbar, als habe er mit diesem Suchen, mit diesem Wollen schon gegeben. Als Franz diesen Blick gewährte, schloss er die Augen. Da bildeten sich in den Winkeln Tränen. Eine Weile hingen sie da, wie Tau an nassen Gräsern, doch als er die Wimpern hob, fielen sie ab, sickerten durch die Hautfalten zwischen Nase und Wange, um die Mundwinkel, bis in den Bart. Hier lösten sie sich und tropften dem Kinde auf die Hand. Die Frau, die das Spiel der Tränen verfolgt hatte, begann leise, raunend, fast unhörbar, mit ergriffener Stimme dem Kleinen, obgleich seine Ohren noch nicht hörten und sein Gesicht noch nichts erfasste, zu sagen:

„Perlen hat dir der Franz gebracht, Perlen aus seiner Seele!“

Da bewegte sich das Kind, es verzog das Gesichtchen, krallte die Händchen, machte unbewusste Äußerungen des Daseins. Aber Franz sah sie anders an.

Die Augen der Mutter waren verklärt, sie war mit ihren Gedanken weitab. Sie dachte an die mancherlei Gaben, die man in diesen Tagen in dieses Gelass gebracht hatte. Im Lichte glänzend stand die Schüssel mit dem goldenen Rand von der Frau Häseling da. Sie dachte an die kostbare Stunde, die Frau Sinzig aus ihrer

Verpflichtung herausgebrochen und verschenkt hatte. Sinnend sah sie Gestalten, Könige, Weise, aber keine ragte so hoch wie der Hondsfranz in seinen Lumpen, der in der Nacht kam, in der Dunkelheit, von niemandem gesehen, mit Perlen.

### ***Bei Schängchen und seiner Großmutter***

Wie zu Beginn sehen wir Schängche allein am Fenster, traumversunken den abendlichen Sternenhimmel betrachtend. Seine Großmutter ist in die nahe Kirche Sankt Johann Baptist gegangen. Dort haben Maria mit dem Kind und Josef nach ihrem oft enttäuschenden, verletzenden, aber auch manchmal unerwartet beglückenden Gang durch Siebenbergen und nach kurzem Aufenthalt im Hontes wieder ihren angestammten Platz eingenommen.

Wieder zurück in der dunklen Stube nahm die alte Ev ihren Enkel Schängchen nur am tiefen Atmen wahr.

*„Beste do?“* fragte sie, um sich anzukündigen.

*„Wo bes de jewähs?“* forschte er, doch ohne seine Stellung aufzugeben.

*„In de Kerch“*, antwortete die Alte, keine andere Frage mehr erwartend.

Aber Schängchen ging weiter:

*„Och beim Jesuskindche?“* wollte er wissen.

*„Jo, och beim Jesuskindche“*, erwiderte die Großmutter.

Da riss der Junge sich aus seinen Träumen los:

*„Wat hätt et dann jesaht?“*

*„Wat soll et sage?“* versuchte die Alte sich von dem kleinen Frager zu befreien.

Doch Schängchen gab nicht nach:

*„Säht et, mie wören all Düvele?“*

Nun zögerte die alte Ev etwas und antwortete schließlich:

*„Düvele? Nä, su schlemm wör et doch nit jrad!“*

*„Ävve och kein Engele?“* meinte Schängchen darauf.

*„Engele?“* wiederholte die Großmutter, dann sagte sie:

*„Nä, och nit jrad Engele, dozo räck (reicht) et noch nit!“*

*„Wat säht et dann, wat me wöre?“* wurde Schängchen nun fordernd.

Da tat die Alte einen tiefen Atemzug. Ihre Gedanken gingen auf die Suche. Der Junge wartete auf ihre Antwort, aber er tat es still, geduldig.

Nach einer Weile brachte die Alte langsam und bedächtig heraus:

***„Minschekende!“***

Der Junge nahm das Wort bedächtig auf, verständig, wie einer, der erwachsen ist und schon tief zu denken vermag. Er sah das Wort Minschekende wie das große, graue Tuch seiner Großmutter. Man konnte sich darin einhüllen, das fadenscheinige Kleid damit verdecken, das Mangelhafte bemänteln. Dann gab er sich mit der Antwort zufrieden, vergaß nach Kinderart und schaute wieder in die stille Wanderung der Sterne.

Die Alte im Lehnstuhl aber nagte noch an dem Wort. Die Menschen hatten es sich im Gefühl ihrer Schwächen und Gebrechen ausgedacht. Aber die Herbergssuchenden von Bethlehem hatte es damals schon zum Frieren gebracht, auch jetzt hatte es sie wieder darin gefroren, da sie durch Siebenbergen gezogen waren, um zu sehen, ob die Herzen der Menschen und die Straßen der Erde noch nicht weicher geworden wären.